

**Susanne Grebner: Der Telegraf. Entstehung einer SPD-nahen  
Lizenzzeitung in Berlin 1946 bis 1950**

Münster/Hamburg/London: LIT-Verlag 2002 (= Kommunikationsgeschichte, Bd. 13), 472 S., ISBN 3-8258-4540-0, € 30,90

Die Geschichte der Berliner Tagespresse der Nachkriegsjahre muss in weiten Teilen noch geschrieben werden. Nun liegt zumindest für den *Telegraf*, die einstmals auflagenstärkste und – schenkt man Umfragen der britischen Besatzungsbehörden

Glauben – beliebteste Westberliner Tageszeitung der frühen Jahre des Kalten Krieges, eine an Ausführlichkeit kaum zu überbietende Studie vor.

Am 22. März 1946 erschien die erste Ausgabe, nachdem die britische Lizenz an die namhaften Sozialdemokraten Arno Scholz, Annedore Leber und Paul Löbe vergeben worden war. Der politische Kurswechsel in Großbritannien mag hier durchaus hilfreich Pate gestanden haben: Im Juli 1945 war der Konservative Churchill dem neuen Labour-Premierminister Clement Attlee unterlegen.

Die Entscheidung der britischen Lizenzträger für Annedore Leber fiel zum einen aufgrund eines schon damals nachweisbaren Frauenproporz, vor allem aber, weil die Witwe des 1945 gehängten SPD-Reichstagsabgeordneten und Widerstandskämpfers Julius Leber die traditionelle Sozialdemokratie der Weimarer Republik glaubwürdig verkörperte. Kaum anders verhielt es sich mit dem zugkräftigen Namen Paul Löbes, des ehemaligen Reichstagspräsidenten. Das journalistische Tagesgeschäft besorgte der streitbare und mit hinreichend Selbstdarstellungsdrang ausgestattete Arno Scholz, ein seit Jahrzehnten für die SPD tätiger Presseprofi. Scholz, Gründer auch des *arani*-Buchverlages, schwebte vor, nicht allein eine sozialistische Zeitung zu etablieren – die leitenden Positionen wurden ergo an Parteigenossen vergeben –, sondern darüber hinaus auch sein Verlagsunternehmen nach sozialistischen Kriterien aufzubauen. Die erwirtschafteten Gewinne sollten uneigennützig reinvestiert bzw. an die Mitarbeiter ausgeschüttet werden. Die sozialen Leistungen des Verlages bestanden indes teilweise aus Grotesken – dem Plan eines Tennisplatzes auf dem Dach des Verlagsgebäudes –, zum anderen aus den üblichen sozialistischen Pseudo-Mitarbeitergeschenken. Die Einrichtung einer verlagseigenen Schuhmacherwerkstatt für die Botenfrauen diente selbstredend vor allem der pünktlichen Zustellung des *Telegraf*.

Zugleich aber vertrat Scholz eine strikt antikommunistische Linie und baute den *Telegraf* zunächst zum Sprachrohr der Gegner der Zwangsvereinigung von KPD und SPD, später dann zu einem strikt SED-feindlichen Blatt aus. Ost-Berliner Zeitungshändlern, die den *Telegraf* verbotenerweise verkauften, wurde von FDGB- und SMAD-Kräften zunächst die Ware zerrissen und schließlich der Kiosk zerstört. Westliche Redakteure sollten verschleppt werden, Ostberliner Vertriebsleute saßen mehrjährige Haftstrafen ab. Pro-westlich ausgerichtet und seriös informierend erfüllte der *Telegraf* exakt die britischen Vorgaben einer publizistischen re-education.

Als der *Telegraf* aufgrund der Berlin-Blockade und der daraus resultierenden Arbeitslosigkeit langfristig in finanzielle Turbulenzen geriet, konnte er sich der Subventionen von britischer Seite gewiss sein: Da sämtliche westlichen Besatzungsmächte fürchteten, ein Teil der Bevölkerung der Westsektoren könne aufgrund der desolaten Lebensbedingungen der unmittelbaren Nachkriegsjahre für die Parolen des Kommunismus empfänglich sein, kam der politischen Meinungsbildung zur Formierung westlicher Demokratievorstellungen eine besondere

Bedeutung zu. Von Susanne Grebner leider nur angerissen und einer eigenen Untersuchung würdig sind die enormen Summen, die daneben auch das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen in das Überleben (nicht allein) des *Telegraf* pumpte: Zwischen 1950 und 1963 erhielt der *Telegraf* 7 Mio. DM, die Konkurrenzblätter *Der Tag* und *Der Kurier* zusammen sogar fast 20 Mio. DM.

Ihre mitunter überbordende Ausführlichkeit verdankt die Studie der – trotz der Vernichtung des eigentlichen Verlagsarchivs – guten Quellenlage. Der Anspruch an eine Dissertation ist mit knapp 500 Seiten, an denen nichts zu mäkeln ist, ohnehin mehr als befriedigt – gleichwohl: Die Geschichte des *Telegraf* in den Jahren nach 1950 kommt entschieden zu kurz. Mögen auch Gründungsgeschichte und Aufbaujahre am aussagekräftigsten sein, so wäre eine vertiefende Betrachtung der Geschichte des *Telegraf* bis ins Jahr 1972 wünschenswert gewesen, hätte dann doch eine wirklich komplette monographische Studie bis hin zum endgültigen Ruin des Blattes vorgelegen. Ein Fortschreiben der *Telegraf*-Geschichte scheiterte aber vor allem an der restriktiven Haltung der SPD und ihrer Schatzmeisterin, die der Verfasserin die Einsicht in wichtige Archivalien der Friedrich-Ebert-Stiftung verwehrte.

Offen bleibt leider auch die Frage, warum der *Telegraf* zur beliebtesten Zeitung Berlins avancierte; eine Frage, die womöglich unter Zugrundelegung objektiver Kriterien auch gar nicht zu beantworten ist. Vom Charakter des *Telegraf* erfährt man somit aber allzu wenig; die übergroße Distanz der Verfasserin zu ihrem Forschungssujet – wissenschaftlich ja eigentlich ein absolutes Muss! – führt dazu, dass der Leser dieser Untersuchung mit dem *Telegraf* auch nach 435 Textseiten nicht recht ‚warm geworden‘ ist. Sein Profil bleibt seltsam unkonturiert. Zwar hatte Grebner ein biographisches Porträt des Blattes auch nicht intendiert, dennoch vermisst man eine Akzentuierung der imageprägenden Wesenheiten und Spezifika des *Telegraf*.

Die durch ein Register der Namen wie auch der publizistischen Institutionen vorzüglich (wenn auch mitunter fehlerbefrachtet) erschlossene Studie Grebners macht freilich Appetit auf mehr: Erst die Entstehungsgeschichte auch der anderen Berliner Blätter wie die der britischen CDU-Zeitung *Der Tag*, des amerikanischen *Abends*, des *Tagesspiegels*, der *Berliner Morgenpost* und des französischen *Kuriers* würden die Grundlage schaffen für eine umfassende und vergleichende Generaldarstellung der (West)Berliner Pressegeschichte. An Susanne Grebners erschöpfender Darstellung aber werden sich die folgenden Untersuchungen zwangsläufig – allein schon aufgrund der nötigen Vergleichbarkeit – messen lassen müssen.

Martin Hollender (Berlin)